

Warte nur, balde ruhest du auch.
Zur Arbeit von Til Faber und Marc W1353L.

VON STEFFEN SCHULZ-LORENZ

Warten ist ein Paradox. Man ist gehindert, etwas zu tun, tut aber dennoch gerade dadurch etwas. Man kann nicht nicht handeln. Und man kann nicht handeln und sich dabei zugleich beobachten. Das können nur andere. Das ist der blinde Fleck in der Welt. Oder man beobachtet die anderen, wie sie warten. Aber dann wartet man nicht.

Was also tut W1353L, wenn er stundenlang auf einem Hocker vor dem Münchner Stadion in der Menschenschlange darauf wartet, dass es – weitergeht? Womit? Und wartet er darauf, oder beobachtet er nur, während er selbst von dem Kameraauge Til Fabers beobachtet wird?

Die Paradoxie hat das Warten mit dem Zen-Buddhismus gemein, der durch bestimmte Praktiken die erwähnte Unterscheidbarkeit in der Zeit unterlaufen will, exemplarisch in der Anordnung, den Blick unscharf auf

eine Stelle in etwa einem Meter Entfernung zu fixieren und ihn nicht abweichen zu lassen, sei das auch schmerzhaft. Eugen Herriegel berichtet von seiner Ausbildung im Bogenschießen bei einem japanischen Meister. Der Schuss solle sich so willenlos von der Zughand lösen, wie der Schnee von einem Bambusblatt gleitet. Wenn darauf gewartet wird, dass im Stadion endlich geschossen wird, scheint das zunächst etwas anderes zu sein. Mit dem Ziel des Wartens ist ein Zweck gegeben, der mit dem Mittel des Wartens erreicht werden soll. Warten wird Erwartung, wird zweckrationales Handeln und erhält einen Horizont von Erfüllung außerhalb seiner selbst. Dadurch wird die Handlung selbst zweckfrei und lässt die Empfindung eines notwendigen Übels entstehen.

Die Sprachgeschichte belehrt uns über die ursprüngliche Bedeutung des Verbs, das sich von der altgermanischen *warta* ableitet, dem Ort der Ausschau. Bewachen und Lauern sind im Wachturm noch eins. Der Aspekt des Hütens und Pflegens ist aber beim Torwart nur noch schwer auszumachen. Wenn ein Keeper seinen Kasten *sauber* hält, erscheint das nur noch Schwundstufe von Sorge. Diese Begriffsverengung korrespondiert der Entzauberung der Welt in Kategorien von *Pflegestufen*. Gleichwohl bleibt auch hier die Paradoxie der *warta*. Man schwerlich wird sagen können, der Torhüter erwarte einen Schuss. Im Sinne des Mannschaftsergebnisses erwartet er ihn ja gerade nicht. Und doch ist nichts aufschlussreicher, als den Keeper dabei zu beobachten, wie er das Spiel seiner Mannschaft in der gegnerischen Hälfte beobachtet. So lässt sich möglicherweise die Para-

doxie der *warta* genauer fassen in der Differenz von Beobachtung und Nichtbeobachtung. Diese Differenz ist naturgemäß schwer zu ertragen und äußert sich, das wäre die These, in der Moderne in einem Ausweichen vor der Unentschiedenheit, die sich in wachsender Ungeduld beim Warten zeigt. Ablesbar ist das zum Beispiel in der Literatur. Goethe kennt den Aspekt der Sorge, konnotiert aber bereits tödlich: »Willst, feiner Knabe, du mit mir gehen?/ Meine Töchter sollen dich warten schön«, heißt es im *Erkönig*. Ein halbes Jahrhundert später blickt Klaras Mutter in Hebbels *Maria Magdalena* bereits mit allen heute gängigen Ressentiments auf den Liebhaber ihrer Tochter: »Zu meiner Zeit hätt' er nicht lange warten dürfen, da rissen sich die Herren um einen geschickten Schreiber«. Aus Rücksicht lässt man deshalb im Roman des späten 19. Jahrhunderts niemanden mehr lange warten, nicht einmal den Kaffee, das Pferd oder die Wohnung, schon gar nicht den gestrengen Herrn oder die junge Dame: »Eine Viertelstunde warten geht«, dekretiert der englische Lord in Frau *Jenny Treibel*, »aber zehn Minuten darüber ist zu viel«.

Die zweckrationale Verengung des Wartens in dieser aristokratischen Forderung stemmt sich vergeblich gegen die beginnende demokratische Dienstleistungsgesellschaft in Kafkas *Prozess*. Aus Hebbels Schreiber ist hier der Büroangestellte geworden, der selbst wiederum maximaler Wartezeit ausgesetzt wird: »Er aber scheint heute sehr überlastet zu sein, auch warten ja einige Leute im Vorzimmer schon stundenlang auf ihn.« In keinem Roman der deutschen Literatur kommt das Wort häufiger vor. Das *Wartezimmer* einer Arztpraxis, in

den neuen Bundesländern gefüllt mit depressiven Arbeitnehmern oder in den neuen Bundesländern mit überforderten Arbeitslosen, ist hier vorweg genommen. Innerhalb der aktuellen Dienstleistungspropaganda wird dagegen heute wie zum Trotz die ehemals aristokratische *Maxime* betont. Im dem Maße aber, wie sich das Eintreffen der Erwarteten verzögert, verliert das erwartete Objekt an Kontur und verschwindet allmählich. Da kann es schon passieren, dass man nicht mehr weiß, worauf man wartet: »Komm, wir gehen. – Wir können nicht. – Warum nicht? – Wir warten auf Godot. – Ach ja.« Becketts realistisches Drama gestaltet den völligen Objektverlust im Warten, das sich auf sich selbst zurückzieht. Vielleicht liegt hierin auch ein subversives Moment gegen die Behauptung eines autonomen Bürgers. Die Paradoxie der *warta* ist zurückgekehrt, indem die Beobachtung der Beobachtung über die Beobachtung triumphiert.

Wenn in Berlin, Dresden und München als Massenphänomen gewartet wird, bleibt unklar, was dort erwartet oder ob dort gewartet wird. Der auf dem Hocker sitzende W1353L in den Menschenschlangen beobachtet das Warten und zwingt uns auf die Paradoxie zurück. Es scheint kein Zufall zu sein, dass sich diese Versammlungen entzünden an Kommunikationsprozessen, die sich paradigmatisch mit der Differenz von Beobachtung und Nichtbeobachtung beschäftigt. Zumindest in Kunst und Religion wird mit der Kommunikation des Unkommunizierbaren gespielt. Dazu passt, dass das Warten in den Schlangen nur vordergründig seine Erfüllung im Zutritt zu den drei Zentralstätten der kulturellen

Identität einer verspäteten Nation findet. Die Erfüllung scheint, zum Teil zumindest, in der wartenden Masse selbst zu finden zu sein. Wie in den Autobahnschlangen vergangener Sommer kippt das Erwarten um in ein Warten, in die Beobachtung zweiter Ordnung. Markiert wird dieser Moment durch das Foto von einem Menschen auf einem Hocker, der als einziger nichts erwartet, nicht einmal darauf, dass ein Foto gemacht wird. Das Foto wird geschossen, wie Schnee vom Bambusblatt gleitet. Fotograf und Sitzender vollziehen jeder auf seine Weise eine quasi-buddhistische Übung und machen uns zugleich zu Beobachtern dritter Ordnung, indem wir diese Bilder betrachten. Die gestochen scharfen Bilder markieren die Unschärfe, unseren blinden Fleck. Wir werden beobachtende Zeugen, wie eine Nation aus dem Event entspringt. »Alles Vergängliche/ Ist nur ein Gleichnis;/ Das Unzulängliche,/ Hier wird's Ereignis«, befindet der Schlusschor in Goethes *Faust. Der Tragödie zweiter Teil*. Wer hätte sich je deutsche Massen so sympathisch gedacht.

Das Warten im Speziellen – Eine religiöse Erfahrung

EIN BERICHT VON MARC WI353L

... Ich habe gewartet, vierundzwanzig Stunden lang, von Sonntag, 19. September 2004, null Uhr bis Sonntag, 19. September 2004, vierundzwanzig Uhr. Dies war der letzte Tag der Ausstellung *Das MoMA* in Berlin. Ich habe gewartet vor den Toren der Neuen Nationalgalerie. Ich habe einfach nur gewartet den ganzen Tag, nicht auf Einlass, sondern auf Erleuchtung. Vierundzwanzig Stunden Warten war für mich ein Erlebnis, das mir keiner nehmen kann, eine religiöse Erfahrung in der Wahrnehmung meiner selbst. Ich war allein in einer Menge Wartender, wurde besucht von Freunden, die temporär begleiteten, eine Zeitlang wartend zur Seite standen und dann wieder verschwanden. Ich blieb zurück, blieb da, anwesend. Ich habe gewartet am Fuße eines Tempelberges, als den ich die erhobene Plattform mit dem Eingangskubus bezeichnen möchte, erbaut von Mies van